



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Plaudereien aus Paris.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Plaudereien aus Paris.

Der Fremde wird bei seiner Berührung mit der Bevölkerung einer Stadt wie Paris immer nur sehr unvollständige Einblicke in die politische Stimmung entnehmen. Dennoch orientiren sie zuweilen besser als die Zeitungen. Hier gebe ich Ihnen Einiges, was ich an Eindrücken der Art empfang.

Zuerst soll ein mir bekannter französischer Socialist sprechen, welcher drei Monate in Paris zugebracht hatte und, das Herz voll hochschwellender Hoffnungen, wieder auf seinen englischen Landsitz zurückkehrte. „Wie haben Sie Paris gefunden?“ „In Fäulniß,“ lautete die Antwort. Ich erhob einige Einwendungen, aber er hielt seinen Ausdruck fest: „Greis, Mann, Jüngling, Kind, alles trägt den Stempel famille Benoitou. Vergnügen, Geldmachen, Geldtodtschlagen, das sind die einzigen Hausgötter, von welchen diese Stadt noch weiß. Fragen Sie bei den ersten Buchhändlern nach. Nie war es unmöglicher, ein wissenschaftliches Werk zu verkaufen, selbst politische Brochüren, geben Sie Acht, werden außer „Trochu“ während der bevorstehenden Krise kaum gelesen werden. Niemand fragt danach; man hat übergenug an den politischen Zeitungen und würde auch den Harlekin Girardin nicht lesen, wenn er nicht eben ein Harlekin wäre. Daß keine kriegerische Ader mehr in uns klopft, hat die Aufnahme der luxemburger Aussichten, ja was viel wichtiger war, bereits die Aufnahme des Militärreorganisationsgesetzes zur Genüge bewiesen. Wir rühmen uns die Apostel der Gleichheit zu sein und wenn man uns beim Worte nimmt, gerathen wir völlig außer uns. Was? heißt es dann, ich soll meinen Sohn unter die Soldaten stecken? Aber hat er darum im College dreimal den ersten Preis gewonnen und mir seit 12 Semestern jährlich 1000 Fr. gekostet? Unmöglich! Wenn ihm der Arm abgeschossen wird, taugt er zu nichts mehr. Wir danken dafür. Um gleich zu sein vor dem Gesetz, haben wir wahrhaftig nicht nöthig, auch d'être égaux devant les canons.“ — Ich fragte, was unter solchen Umständen von den Kriegsaussichten zu halten sei? — „Si l'on nous fait la guerre,“ lautete die Antwort, „je vous garantis qu'en moins de quinze jours Messieurs les Prussiens se promeneront sur les boulevards.“ — Ich war über diese behagliche Auffassung doch erstaunt: „Und trotz alle dem hatten Sie von großen Hoffnungen gesprochen?“ — „Gewiß,“ war die Antwort, „und unsere Sachen standen nie besser. Wir werden eine Revolution haben, wie sie noch nicht erlebt worden ist. Ich habe von der Fäulniß geredet. Aber es giebt noch Classen, die von

derselben nicht berührt sind. Die Blouse wird uns retten. Sie halten das für Phantasterei? Ich sage Ihnen: es ist die nüchternste Wahrheit. Die französischen Arbeiter sind seit 18 Jahren wunderbar vorgeschritten. Sie sind die Lernbegierigen, sie sind die eifrig Suchenden und Lesenden; sie studiren mit dem Fleiße der besten Schulknaben. Ueber ihnen freilich verrotten die Volksschichten. Mögen sie verrotten. Es keimt eine Saat, die nur um so üppiger in die Höhe schießen wird.“ — „Und wo wird diese Revolution still stehen?“ fragte ich wißbegierig. — „Gewiß nicht vor den Altären,“ hieß die Antwort; „mit dem Christenthum wird sie gründlichst aufräumen.“ — „Oho! — und die Familie?“ — „A la bonne heure! die Familie wird der Hauptkestein des neuen Gebäudes sein.“

Ich war neugierig, sein Urtheil über Louis Napoleon zu hören und die Rolle kennen zu lernen, welche die Socialisten diesem bei der erwarteten Umwälzung zutrauten. Er wollte indessen mit seinen letzten Gedanken darüber nicht heraus. Nur bekannte er sich zu einer unbedingten Bewunderung des Kaisers. Niemand vor Louis Napoleon habe so viel wie er für den Socialismus gethan. Niemand seiner kleinen Widersacher reiche nur entfernt an ihn heran. So weit mein Socialist.

Ich möchte allerdings der Meinung beistimmen, daß die Bemühungen einiger bekannter französischer Arbeiterfreunde in der angedeuteten Richtung gute Früchte getragen haben. Mehr oder weniger haben die französischen Arbeiter von den in Deutschland und England zur Herrschaft gekommenen Ideen über Freihandel, Genossenschaftswesen, Werth der Arbeiterbildung Kenntniß gewonnen. Die alten pariser Schlagworte haben ihren Zauber verloren. Daß aber in Frankreich der Socialismus sich nicht ausschließlich mit dem Arbeitsthema befaßt, ist immer ein bedenkliches Zeichen. Der „Siccle“ hat ohnlängst eine Volksausgabe des Voltaire veranstaltet. Diese Thatsache wirft auf die eigenthümliche Disposition der französischen Zustände ein scharfes Schlaglicht.

Dasselbe Thema habe ich in Paris vielältig variiren gehört. Die Einen prophezeigten eine baldige Umwälzung zu Gunsten der Orleans, die Andern einen Umsturz alles Bestehenden mit unabsehbarem Ende. Daß ganz Europa von dem Brande mit ergriffen werden würde, war so ziemlich die Meinung Aller. Aber dahinter steckt natürlich ein gut Theil französischer Eitelkeit. Auffallend aber erscheint im Gegensatz zu dem Jahre 1860 und den damals in Paris gemachten Beobachtungen die jezige Verstimmung der besitzenden Classen. Auch damals hofften die anspruchsvoll Gebildeten auf eine Wiederkehr der orleanschen Zeiten mit ihren Juste-milieu-Institutionen, aber die Finanz- und Handelswelt schwur bei dem Spitzbarte des Kaisers. Er hatte den Drachen des Parteitreibens zu Boden getreten; er hatte den Abgrund der Revolution geschlossen. —

Jetzt herrscht in diesen Kreisen ein entgegengesetztes Gefühl. Ich wiederhole die Worte eines angesehenen Fabrikanten, dessen Blick eine gute Strecke über seinen Zohltisch hinausreicht. Er blickte nicht viel anders in die nächste Zukunft als jener Verteilger des Christenthums, nur daß er für alle Besitzenden herausziehende Gefahren im Auge hatte. Ein Wort von Thiers citirend meinte er: man stützt sich wohl auf Bajonnette, aber man setzt sich nicht auf sie. Der Kaiser brauche daher noch Anderes als die Armee. Eine Zeit lang habe jeder Ruhebedürftige zur Partei des Kaisers gehört. Diese zahlreiche Classe benötigte aber materiellen Wohlergehens und hier gerade beginne es seit geraumer Zeit zu fehlen. Die Freibandelstheorien, im Princip von der Nation acceptirt, seien allzu rasch in die Wirklichkeit eingeführt worden. Man habe nicht wie in England schrittweise, man habe sprungweise verfahren. Die Folge sei, daß aller Orten Stockungen einträten. Es sei wahr: die Ein- und Ausfuhrtabellen wiesen bedeutendere Summen auf als je zuvor, aber man täusche sich, wenn man Rouhers darauf basirte Berechnungen gelten lasse. Ein großer Theil dieses vermeintlichen Umsatzes reducire sich bei näherer Prüfung auf bloßes Transitiren, z. B. die scheinbar so enorm gestiegene Viehausfuhr Frankreichs nach England; das sei österreichisches und schweizer Vieh; fast der ganze Nutzen, welchen dieser dem Anscheine nach so schwunghafte Handel abwerfe, beschränke sich auf die Eisenbahnfracht von Basel bis Calais. Andere Ausfuhrziffern beträfen Gegenstände, bei deren Fabrication Geld zugesetzt werde, die man aber, um nur Geld zu machen, auf die auswärtigen Märkte werfe. Das Letztere sei leicht nachweisbar, und sei übrigens schlimmsten Falls als Uebergangsgeld zu ertragen. Bedenklicher sei das Hinzutreten eines andern Moments: die Epidemie der sogenannten Lohnfrage. In Zeiten allgemeiner Handelsstockungen den Lohn erhöhen, heiße so viel wie einen versiegenden Brunnen verschütten. Ein Fabrikant habe häufig Ursachen, warum er Jahre lang einen verlustbringenden Artikel nicht eingehen lasse, sei es daß derselbe andern, besser rentirenden Artikeln mit forthelfe, sei es daß ein völliges Stillstehen von Maschinen, in denen große Werthsummen steckten, allzu bedeutende Einbuße an Zinsen nach sich zöge; sei es endlich, daß die Arbeiter für bessere Zeiten in Uebung erhalten oder — wenn humane Rücksichten in Betracht kämen — ernährt werden müßten. In solchen Krisen komme alles darauf an, daß Arbeiter und Arbeitgeber die Verwandtschaft ihrer Interessen begriffen. Stachle man dagegen die Ersteren auf, verleite man sie zu plötzlichem Arbeitsversagen, wohl gar zu höheren Lohnforderungen, so beschwöre man große Gefahren herauf. Es könne sein, daß die Fabrikanten sich zum Schließen ihrer Fabriken genöthigt sähen; dann habe man den Gegensatz von Besitz und Armuth in der verletzendsten Form, — hier verarmende Hunderte oder Tausende; dort ein Einzelner, der immer noch im verhältnißmäßigen Ueberflusse fortlebt; hier rüstige Hände und Arme, die zur Un-

thätigkeit gezwungen sind, weil die Maschinen ihrem Betriebe unentbehrlich, dort ein müßig gehender Fabrikherr, welcher den Schlüssel zu der Werkstatt in der Tasche hat. Es könne aber auch sein, daß die Arbeiter auf genossenschaftlichem Wege selber zu produciren begönnen; dann habe man im besten Falle eine Verlegung der alten Industrie unter namhaften Opfern und Schäden in andere Umgebung, oder den Ruin beider Theile oder, wo der Besizende den längeren Athem habe, ein Zurückkehren der Brandung mit der Devise „mort au capital!“ Alle diese Fährlichkeiten seien vor allem in Frankreich von acutem Charakter; einerseits weil das französische Volk leicht erregbar sei, dann weil es geringe Erziehung habe, endlich weil es ohne politische Schulung aufgewachsen sei. Es komme der verhängnißvolle Dünkel hinzu: sich immer als die Apostel der Welt zu betrachten, immer dem Wahn zu huldigen, man marschire an der Spitze Gott weiß welcher Ideen. — Der Sorgenvolle schloß mit der Befürchtung: das demnächst bevorstehende Erdbeben werde das Gedächtniß der großen Revolution vollständig verdunkeln. — Uehnlich wie diese beiden Vertreter sehr verschiedener Anschauungen hörte ich hier von allen Seiten leidenschaftslose, verständige Leute prophezeihen. Es ist doch seltsam, und an sich Symptom einer gewissen Kränklichkeit, wenn die Ueberzeugung von einer bevorstehenden Katastrophe, die man ersehnt oder fürchtet, so allgemein wird.

Ich bekenne, dennoch nicht daran zu glauben. Zuvörderst was bedeuten die Franzosen von 1867? — Nie hat eine Regierung den politischen Sinn einer Nation vollständiger eingeschlüfert als die Louis Napoleons. In der That brauchte sie dazu keiner sonderlichen Schlummertränke. Alles, was sie zu thun hatte, war das Suspendiren sämmtlicher politischer Freiheiten und das laissez-aller aller übrigen Freiheiten. Der Kaiser begehrt den Ruhm, ein ehrbarer Hausvater zu sein; über die kaiserliche Familie sind die Lästereien ziemlich verstummt. Moralisirende Dichter wie Octave Feuillet werden in den Tuilleries ausgezeichnet, der unartige Dumas Junge war, sagt man, nahe daran les idées der Mad. Aubray über: „la régénération de la vie conjugale en France“ der Kaiserin selber zuzueignen. Falsche Schritte wie die Begünstigung Theresas und die Protection jenes andern Autors, welcher das sittsame Quartier latin im Parterre des Odeon ohnlängst so arg auffällig machte, gehören zu den Ausnahmen; es sind Verstöße, welche im Auslande für gewichtiger gelten als in Paris selbst. Aber unter dem Cultus persönlicher Ehrbarkeit birgt sich die politische Maxime des kaiserlichen laissez-aller und sie hat es dahin gebracht, daß Paris in Wirklichkeit jetzt am seidenen Schnürchen seiner Vergnügungen zu gängeln ist.

Und diese Umwandlung wird unmöglich eine vorübergehende sein, schon deshalb nicht, weil sie einen monumentalen Untergrund hat. Nun die Haupt-Boulevards fertig sind, begreift sich das Ungeheure der vorgenommenen Neugestaltung dieser schmutzigen, engbrüstigen Hauptstadt erst als eine völlige Ver-

änderung ihres Charakters. Paris ist in Wahrheit nicht mehr Paris. Die Arbeiterspelunken sind verschwunden. Die Fabriken sind in die banlieue und in die längs den Eisenbahnen verstreuten Flecken und Weiler verwiesen. Die Blouse ist ins Freie ausgewandert und kommt nur in die Stadt, um sich zu vergnügen. Das ist ein Staatsstreich der praktischsten Art.

Damit ist nicht die Arbeit aus Paris verwiesen. Als Mittelpunkt einer riesigen Luxusindustrie gleicht es heute wie ehemals einem Bienenkorbe, und wenn man die pariser Läden den ganzen Sonntag und an Wochentagen fast bis Mitternacht geöffnet sieht, erkennt man leicht, daß dem modernen Paris seine alte Arbeitsamfigkeit nicht verringert ist. Wenn die Steigerung der Vergnügungssucht den Pariser und die Pariserin kurzlebiger macht und rascher aufreibt, hat sie beide womöglich noch arbeitsamer gemacht. Man strengt alle Kräfte an, um seine Bedürfnisse vollständiger zu befriedigen. Da alles für Geld zugänglich und jeder Genuß erlaubt ist, so heißt es: immer wieder Geld erbeuten, denn durch das Geld gelangt man erst zum Genießen.

Daß jeder unpolitische Genuß erlaubt, ja begünstigt wird, schließt väterliche Ueberwachung durch Polizei nicht aus. Die zahlreiche über ganz Paris verstreute Armee von Gensdarmen — sehr höfliche und nützliche Leute — erinnert sogar beständig an die Allgegenwart des Gesetzes. Ihre Forderungen an die sittliche Führung des Individuums sind indessen immer lazer geworden, sogar bei den öffentlichen Vergnügungen. Es ist freilich ein unsicherer Thermometer. Der Cancan gilt denn heute auch kaum noch für anstößig. Eine der kühnsten Erfindungen Terpsichorens — insoweit diese Göttin für die rotirenden Bewegungen der Neuzeit noch verantwortlich ist — besteht darin, daß die Tänzerin ihren Chapeau gradezu unter ihrem Kleide einfängt; um das zu können, muß die Schöne ihrem Gewande begreiflicherweise ziemlich excentrische Schwingungen gestatten, bis sich plötzlich mit einer geschickten Wendung als Hühnerkorb über dem Verwirrten niederläßt. Geschmackvoll ist diese Tour nicht. Daß die Wächter der öffentlichen Moral nichts dawider einzuwenden haben, befremdet längst nicht mehr. Wohl aber ist ein Zeichen der Zeit, daß auch die Theater ähnliche und ärgere Ausschreitungen bacchantischen Taumels unbeanstandet bringen dürfen. In „la vie parisienne“ habe ich einiges davon erlebt. Man giebt diese Posse im Theater des Palais royal, der Bühne, auf welcher ehemals die Desjaret glänzte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß sich das Publikum durchaus nicht verlegt zeigt. Ein Ehepaar, das meine Loge theilte, amüürte sich im Gegentheil vortreflich. Es waren Bürgerleute — er ein fumiste aus dem Elsaß, Chef einer großen Ofenfabrik, sie eine schlichte Pariserin, die sich ebenso harmlos an dem Cancanspectakel erfreuten wie sie kurz zuvor verständig über Gesellennoth, Wohnungsfragen und Kindererziehung gesprochen hatten, beide wahrscheinlich ehrbare und fleißige Leute, die sich wäh-

rend einiger Stunden aus dem Joche gespannt hatten. Das übrige Publikum schien ebenfalls dem „soliden“ Mittelstande anzugehören. Es war seelenvergnügt. Haben diese Züge von öffentlicher Schamlosigkeit unter dem Kaiserreiche zugenommen, so bürgert sich seit einigen Jahren — vielleicht noch bedenklicher — der Genuß der Spirituosen mehr und mehr in Paris ein.

Alle südlichen Völker sind von Natur dem Trunke abgeneigt. Mir wurde versichert, daß dies anders werde. — Auch Paris hat seine Ginpaläste erhalten.

Ich hüte mich, aus solchen Einzelheiten einen Schluß auf den zunehmenden Sittenverfall der französischen Hauptstadt zu machen. Dergleichen Berechnungen sind trüglich. Für die laze Moral der Regierung geben sie aber doch einen ungefähren Maßstab ab.

Im Ganzen darf man behaupten: der Umbau und die Verschönerung der Stadt Paris haben nicht nur den Charakter der Stadt verändert, auch der Charakter der Pariser ist von dieser Veränderung betroffen. Wenn ein französischer Tragödiendichter Paris früher einmal als Achilles personificirte, so denke ich, ist es jetzt schon eher mit dem schmucken, aber weichlichen Entführer der Helena zu vergleichen. Es ist ohne Unterlaß mit seiner Toilette beschäftigt und zwar zu seiner steten und wachsenden Befriedigung. An allen Ecken neu; wo immer sich ins Auge faßt, sich selber ein Gegenstand beglückten Staunens; dazu durch den fortwährenden Zuwachs der Bevölkerung unter dem beständigen Eindrucke gedeichlichsten Aufschwunges; — was Wunder, wenn es über dem eignen Hausbau die Weltenbaumeisterrolle vergißt, von welcher es so lange Zeit erfüllt war!

Diese unliebenswürdige Rolle beginnt die jegige Generation, wenn mich nicht alles täuscht, in der That zu vergessen. Von den großartigen Einrichtungen zum Comfort des Lebens umgeben, des politischen Denkens entwöhnt und gewizigt durch die üblen Erfahrungen früherer parteizerklüsteter Zeiten; dabei durch Entfesselung des Handels in mannigfacher Weise zu neuen Wagnissen merkantiler Art angereizt; durch die unternommenen Neubauten mit Schulden belastet; so steht das neue Paris den Welthändeln mit der Miene eines eben frisch und behaglich eingerichteten Lebe- und Handelsmannes gegenüber und bittet um — Ruhe.

Aber die Zeitungen! ruft man mir zu.

Ich glaube, nachdem sich die französischen Zeitungsleser fast zwei Jahrzehnte lang an die schüchterne Meinungslosigkeit der französischen Presse gewöhnten, darf man ihnen nicht die Fähigkeit zumuthen, um einer auf 14 Tage oder vier Wochen freigegebenen Polemik willen sich in den Harnisch bringen zu lassen.

Aber die Armee! — Da möchte ich fragen: sind schon Anzeichen da, daß

die französische Armee murt? Nichts dieser Art ist mir zu Ohren gekommen. Und sollte eine Generalität, die so eng mit der neuen Dynastie zusammenhängt, durchaus für einen Krieg agitiren, welcher so sehnlich von den Orleanisten herbeigewünscht wird? Die französischen Marschälle schlafen auch gern in weichen Betten. Wenn man dennoch rüstete, so geschah es vielleicht aus übergroßer Vorsicht, aus übermächtigem Aerger über getäuschte Hoffnungen, aus Mißtrauen gegen die kriegerischen Pläne eines Andern, vielleicht um jene friedseligen Petitionen zu provociren, welche jetzt die pariser Zeitungen füllen. Erst neulich hat ja der Kaiser sein Verhalten im vorigen Jahre durch die Berufungen auf solche Kundgebungen gerechtfertigt. So etwas läßt sich immer wieder einmal verwenden. — Vielleicht auch war der letzte Grund aller Rüstungen, die man jetzt so gern als innere Angelegenheit darstellen möchte, in der Seele des Kaisers dieselbe unbestimmte, undeutliche, beengende, lauende Sorge vor einer herannahenden Revolution, die ich bei so vielen Franzosen gefunden.

Und diese angesagte Revolution? — wann haben wir sie zu erwarten? Vielleicht gar nicht. Jedenfalls nicht deshalb, weil die Pariser mit angenehmem Grausen davon schwärmen. Daß eine Revolution aber den Kaiser — diesen Kaiser — nicht nothwendig auf die Seite zu schieben braucht, scheint einleuchtend. Ich habe gesehen, wie ihn die Arbeiter grüßen und gehört, wie sie von ihm reden. Es ließe sich eine große Umwälzung aller Besitzverhältnisse denken, ohne daß dabei ein Zuwachs an politischen Freiheiten in unserem Sinne für Frankreich nothwendig würde, und das Heer — das bewaffnete Proletariat — könnte füglich, Gewehr am Fuß, die Zuschauerrolle übernehmen. Von einer Erschütterung der Herrschermacht Louis Napoleons ist, glaube ich, für lange nicht die Rede.

Es geschieht wohl, daß künftige Ereignisse ihre dunklen Schatten in die Seelen der Menschen voraussenden. Und es ist ja nicht undenkbar, daß es bedeutsame Träume sind, welche den Pariser mit der Unhaltbarkeit seines gegenwärtigen Zustandes ängstigen. Aber wenn ich an alle politischen Träume und Prophezeihungen zurückdenke, welche auf beiden Seiten des Rheins in den letzten neunzehn Jahren als eitle Träume aus der trügerischen Pforte von Elfenbein auf die Häupter der Zeitgenossen herabschwebten, so wage ich von Paris auszusprechen: ich glaube nicht, daß die Stellung des Kaisers erschüttert ist, und ich glaube nicht an die Vorzeichen einer nahenden Revolution. Denn ich sehe in ganz Frankreich zur Zeit niemanden, nicht Mann, nicht Partei, nicht großes Interesse, welche eine Revolution zu machen im Stande wären.